

Heuer erkauft.

Erzählung von Anna Monninger-Liebel.

Der Zirkus Bittermann machte in dieser Saison brillante Geschäfte. Zu dem Abend war das Haus bis auf den letzten Platz ausverkauft und — was der Stolz des Direktors war — die ersten Reihen der Sitze stets von der „Crème der Gesellschaft“ besetzt.

Der „Stern“ der Künstlercharakter war eine junge Schullehrerin von eigenartiger Schönheit und Armut. Olga v. Roded erfreute sich schon deshalb besonderer Beachtung, weil Frau Fama von ihr erzählte, daß sie die Tochter eines vornehmen Gutsbesitzers sei, der sich durch allzu stilles Leben ruinirt und dann erschossen habe.

Bei den Kollegen war die Schullehrerin im Allgemeinen nicht sonderlich beliebt, sie war zwar freundlich und liebenswürdig mit Jedem, aber es lag dabei ein undefinirtes Etwas, eine gewisse Unnahbarkeit in ihrem Wesen, das ihr gegenüber den ungezogenen, oft auch freivolten Ton, der unter dem hundert zusammengekauften Wölfschen herrschte nicht gestattete.

Olga's glühendste Feindin war die erste Solotänzerin des Zirkus, Fernando Rizzio, eine eben so schöne, als wilde, heißblütige Spanierin. Fernando liebte mit der ganzen Gluth ihrer leidenschaftlichen Natur Rolf Tibelti, den gefeierten Turnerkönig, und dieser verschmähte ihre Liebe um Olga's willen, der er die größte Verehrung entgegenbrachte.

Eine große Gala-Vorstellung begann eben, ein schneidiger Faden war daran, das Publikum zu unterhalten. Die Gebrüder Tibelti standen in eifrigem Gespräch vor ihrer Garderobe, sie kamen bald an die Reihe, aufzutreten und hatten eben ihre Toiletten beendet. Körperlich einander ziemlich gleich, hohe, geschmeidige Gestalten, mit kräftigem Gliederbau waren die beiden Brüder doch im Charakter grundverschieden. Rolf war ernst, stolz, leidenschaftlich, leicht erregbar, Leon befah ein weiches Herz und ein ideal angelegtes Gemüth.

„Was ist Dir?“ fragte Leon eben, dem Bruder besorgend in die Augen blickend. „Du scheinst erregt, daß Dir Fernando wieder die Hölle heiß gemacht?“

„Die Schlange“, erwiderte der Angeredete finstler, „sie verfolgt Olga unerbittlich mit ihrem Haß und ihrer Giftigkeit und ich bin noch immer außer Stande, ihr das Handwerk zu legen. Siehst Du, wie sie dort wieder mit dem Buben, dem Fred, tuschelt? Ich weite, sie beauftragt ihn, die Claque zum Pfeifen und Zischen zu bewegen, wenn Olga auftritt.“

Rolf trat auf die Schullehrerin zu, Leon's Augen folgten ihm mit schweremüthigem Ausdruck und ein tiefer Seufzer hob seine breite Brust. Wie besorgt der Bruder um die Geliebte ist, wie er sie immer zu schützen sucht vor den hämischen Angriffen neidischer Kollegen. Jetzt reicht sie ihm lächelnd die Hand — er drückt sie innig an die Lippen.

Leon's Miene unbüfferte sich mehr und mehr. „Es muß doch süß sein, solchen Dank einzubekommen, dachte er weiter, warum habe ich ihn nicht verdient? Es wäre ein Leichtes gewesen. Sei still, mein Herz, und große nicht, Du wirst noch manchen Stolz zu ertragen haben. Aber Du mußt Dein Geheimniß hüten, Deine Liebe eintragen um des Bruders willen. Er ist der Ältere — er hat Olga zuerst geliebt, er hat das Vorrecht. Du mußt schweigen und dulden lernen — noch ist Olga ja nicht Rolf's Braut, noch ist das bindende Wort zwischen beiden nicht gesprochen — aber wenn sie es ist — wenn Du erst sehen mußt, wie die Lieberden küssen und kosen — ah...“

Leon war tief erbläut unter dem Eindruk quälender Gedanken, wie ein Südband entrag es sich seiner Brust. „Madonna — was machen Sie für eine Jammermeine?“ fragte plötzlich eine spöttische Stimme neben ihm, und auflachend betrachtete er Fernando, die ihn lachend betrachtete. „Haben Sie so tiefes Mitleid mit der armen Roded, die da draußen gerade ausgepiffen wird?“

„Sie wird nicht ausgepiffen, wie Sie hören“, gab Leon aertzigt zurück, „wenn Sie sich auch Mühe geben, einen solchen Hebel herbeizuführen. Sehen Sie“, fuhr er triumphirend fort, „da muß sie die letzte Kunde sogar wiederholen!“

„Ich gönne ihr und Ihnen die Freude. Aber warum stehen Sie hier und nicht dort an der Thür? Fräulein Olga wird tröstlos sein, wenn sie ihren Erfolg nicht von Ihnen beobachtet sieht.“

„Was sollte Fräulein Roded daran liegen, von mir gesehen zu werden? Rolf sieht ja dort.“

„O, Sie naives, großes Kind — sollten Sie wirklich nicht wissen, daß die schöne Olga an Ihren blonden Locken und blauen Augen mehr Geschmack findet, als an dem brünetten Rolf? Sollten Sie noch nicht bemerkt haben, daß ihre schmachlenden Wände, ihre Toilettenkänste für Sie sind, nicht für Rolf, daß...“

„Schweigen Sie“, fuhr Leon zornig auf, „ich dulde nicht, daß Sie in solchem Tone von der Dame und meinem Bruder sprechen.“

„Ah!“ spöttelte die Tänzerin unbeherrzt weiter, „es ist Ihnen un bequem, daß ich Ihnen in die Karten gedeutet habe? Das glaube ich, hätten Sie

doch ihr süßes Geheimniß so gut, daß selbst Rolf nichts merkte. Der arme Rolf — wie unglücklich wird er sein, wenn ihm seine Liebste eines Tages erklärt, daß nicht ihm, sondern seinem Bräutigam ihr Herz gehört... ungezogener Mensch!“ unterbrach sie sich plötzlich selbst, denn Leon hatte ihr mit verächtlichem Blick den Rücken gewandt und war davon gegangen.

Es war an einem Vormittag, wenige Tage nach dieser Unterredung. Soeben hatte man die Hauptprobe zu einer neuen effektvollen Pantomime beendet, und die Künstler und Künstlerinnen zerstreuten sich nach allen Richtungen.

Die Gebrüder Tibelti, die auch in der Novität beschäftigt waren, trennten sich in der Arena — Rolf blieb zurück, um noch einige Kunstgriffe am Red zu versuchen, Leon eilte nach der Garderobe, um sich umzukleiden. Dort angelangt, sah er sich plötzlich Fernando gegenüber, die ihn erwartet hatte. Seine Miene verfinsterte sich — er ging diesen Mädchen, das er haßte, beharrlich aus dem Wege und eben so beharrlich suchte sie den seinen zu kreuzen.

„Was wollen Sie?“ herrschte er sie an.

„Sie sprechen — allein und ungehört, ich habe Ihnen viel zu sagen.“ Mit vibrierender Stimme, in sichtbarer Erregung begann sie: „Die Saison neigt sich ihrem Ende zu, noch wenige Wochen und das Schicksal zerstreut uns in alle Winde. Mich ruft ein Engagement nach Wien — die Gebrüder Tibelti nach Berlin. Wo Olga v. Roded bleiben wird, weiß ich nicht. Ich vermüthe, daß Rolf Tibelti versuchen wird, sie vor Schluß der Saison noch zu seiner Braut zu machen und mit sich zu nehmen. Aber so lange in Fernando Rizzio noch ein Athemzug lebt, wird das nicht geschehen — hören Sie — ich will es nicht, ich dulde es nicht!“

„Leon!“ fuhr sie fort, den drohenden Ton plötzlich in einen weichen, flehenden verwandelnd, „ich bitte, ich beschwöre Sie, helfen Sie mir! Ich liebe Rolf bis zum Wahnsinn, ich kann ihn nicht lassen. Und ich weiß bestimmt, daß Olga's Herz Ihnen gehört, Leon — ja, ja — Sie dürfen es glauben, wir Frauen sind schärflich in solchen Dingen. Und ebenso bestimmt weiß ich, daß Sie Olga lieben, widersprechen Sie mir nicht — es ist so. Sie wollten sich opfern, um dem Bruder nicht im Wege zu sein. Das ist vielleicht groß und edel — vernünftig ist es nicht — Sie opfern Olga und mich.“

„Leon, ich beschwöre Sie, sprechen Sie das erlösende Wort zu Olga, bevor Rolf sich entschließt, sie wird mit tausend Freuden Ihr Eigen, Sie werden glücklich, Leon, und Rolf wird sich fügen.“

„Mir bleibt die süße Aufgabe, ihn zu trösten — des Bruders willen wird er sich trösten lassen!“

„Wie lockend und einfach sie Alles zu schildern wußte! In mächtiger Erregung hob und senkte sich Leon's Brust. Wenn er es thäte, wenn...“

„Aber nein. Er kannte das leidenschaftliche Naturell des Bruders zu gut, er wußte, daß seine Liebe zu Olga sein Leben war — er würde sich nicht in die veränderte Thatsache fügen, nicht trösten lassen von einer Andern — es gäbe ein Unglück...“

„Das Böse dürfen und nicht wollen, es flieh'n, auch wenn es leuchtend glänzt, Das ist der hohe Sieg, nach dem wir ringen wollen...“

Klang es mahnend durch seine erregten Sinne. Und ich will ringen nach diesem Sieg — schweige Herz, schweige Verführerin!

„Ich kann Ihre Wünsche nicht erfüllen, Fernando“ sagte er leise, fast mitteliebig, begraben die Ihre hoffnungslose Liebe, wie ich es thue. Rolf's Glück steht mir näher als das Ihrige.“

„Ist das Ihr letztes Wort, Sie Rarf?“

„Mein letztes.“

„So mögen Sie die Folge Ihrer Willkür tragen!“

Und krachend flog die Thür ins Schloß.

Der Abend der Erstaufführung der neuen Pantomime war gekommen. Das Haus war wiederum ausverkauft, man folgte mit gespanntem Interesse der eben so originellen als grobhartigen Vorstellung. Ein orientalisches Märchen, das die Grundlage der Pantomime bildete, gab Gelegenheit zu reicher Entfaltung von Pracht und Luxus in Dekorationen und Gewändern. Das gesammelte Personal des Zirkus hatte mitzuwirken, der Eindruk des farbenbunten Gesamtbildes war ein überaus reizvoller.

Die Hauptaufgabe lag natürlich in den Händen des Balletts — die üppig schöne Prima-Ballerina feierte mit ihren Solo-Nummern große Triumphe.

„Ein herlidend schönes Geschöpf“, flüsterle einer der Offiziere in den Backerregeln seinem Nachbarn zu, „hinreißend wie eine Bacchantin.“ Und gefährlich wie eine Tigerin, wenn ich mich nicht täusche.“ lachte dieser, „ich wüßte ihren Jorz nicht reizen.“

Lippen, als eben Olga von Roded in dem reichen Kostüm einer indischen Prinzessin auf ihrem weichen Seltzer in die Arena tritt, unbeschreiblich anmüthig, ruhig und vornehm, jeder Zoll eine Dame.

Mit stillem Entzücken blickte die Gebrüder Tibelti auf die liebende Gestalt, als aber Leon's Augen unwillkürlich verlegend hinüber-schweiften zu Fernando, erschrad er bis ins Innerste über den Ausdruck ihres Gesichtes — er fing an, diese Satanelle zu fürchten.

Run rüstete man sich zum Schlußtableau. Der Prinz hatte seine Prinzessin glücklich erlöst und führte sie im Triumph in ein festlich geschmücktes Schloß. Farbenprächige Beleuchtung, duftiger Blumenregen, jauchzende Musikweisen, donnernde Freuden-schreie empfingen das hohe Paar an der Pforte — schon begannen sich die Hände des Publikums zu begeisterten Applaus zu rühren, als ein schriller Schmerzensdrang durch das freundliche Gesicht drang.

Mit einem Schlage war das glänzende Tableau zerstückt, — mit aufgeregten Mienen umstand die ganze phantastisch geschmückte Schaar eine zusammengefunten Gestalt — verworrene Rufe nach Wasser, nach einem Arzt wurden laut.

„Was ist geschehen — wer ist's“, rief es im Publikum.

„Rolf Tibelti — erschossen.“ war die Antwort.

In dem einfach ausgestatteten Zimmer seines Hotels sah Leon Tibelti, den Kopf in die Hand geküßt, die Brust mit wildem Schluchzen erschüttert. Er hatte mit dem geliebten Bruder Alles, was ihm das Leben erträglich machte, — ein Stück seines eigenen Selbst verloren — trostlose Beere und Dede fühlte er im Herzen, starrte ihm entgegen, wo ihn er blidte.

Stürmisch jagte das Blut durch seine Adern, dumpfes, qualvolles Hämmern erhob ihm Schläfen und Hirn. Nur einen klaren Gedanken konnte er fassen, ein einziger beherrschte ihn: Rache üben für die Schandthat, die ihm das Theuerste geraubt, blutige Rache.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach sein Grübeln.

„Die Dame wünscht Sie zu sprechen“, berichtete der eintretende Kellner, eine Karte überreichend.

„Olga v. Roded — lassen Sie die Dame eintreten.“

Mit dem Ausdruck tiefster Bewegung und Theilnahme streckte Olga dem Ueberraschten beide Hände entgegen.

„Es ist wohl unpassend, daß ich Sie in Ihrem Hotel besuche, armer Freund, aber ich kann nicht anders — es litt mich nicht zu Hause in der Ungewißheit. Sagen, erklären Sie mir, wie das Unglück geschehen ist, noch ist ja Niemand zur Befragung gekommen, der Direktor und die Kollegen befinden sich in ungläublicher Verwirrung — Niemand kann Auskunft und Aufklärung geben. — Seit heute Morgen hat sich die Aufregung noch gesteigert, der Stallmeister brachte die Nachricht, die Rizzio habe Gift genommen und sei nach dem Hospital geschafft worden — es ist klar, daß dieser Selbstmord mit dem Tode Ihres Bruders zusammenhängt, sie soll Rolf sehr geliebt haben.“

„Sie liebe ihn so sehr, daß sie seine Mörderin wurde.“ Klang es dumpf vor Leon's Lippen.

„Leon — sind Sie bei Sinnen? Er wäre gemordet, kein unglücklicher Zufall hätte ihn getödtet und sie, sie hätte es gethan.“

„Nicht sie selbst — ein Schurke, den sie selbst wohl theuer bezahlte. Ich stand an der Triumphpforte bei dem Tableau und sah deutlich, wie während des allgemeinen Freudenstreiches der Clown Fred den Rasoldor auf Rolf's Brust richtete. Hastig drang ich vor, doch in dem Augenblick, als ich dem Hallunken die Waffe entreißen wollte, geschah das Entsetzliche schon.“

„Und Sie ergriffen den Buben nicht?“

„Meine erste Sorge galt dem zusammenbrechenden Bruder — sein Mörder wird der Strafe nicht entgehen.“

„Wie kommen Sie zu der Vermuthung, Fernando habe theil an dem schändlichen Verbrechen?“

„Sie hatte mir gedroht — ich fürchtete seit längerer Zeit schon einen Rachetod von ihr.“

„Rache wozür? Daß Rolf sie verschmähte?“

„Er liebte Sie, Olga — so innig, so heiß — wie man Sie eben lieben muß! Er hoffte Sie in kurzer Zeit als Braut zu gewinnen.“

„Armer Rolf — ich ähnte es. Ein Schmerz wurde ihm angethan, ein anderer erspart. Ich hätte ihm nicht angehören können.“

„Können Sie ahnen, was diese Schlange mir in's Ohr geflüstert? — Sie liebten auch Andern...“

„Dem ich auch nicht gehören werde, weil er mich nicht begehrt.“

„Wer sagt Ihnen das, Olga? O, Himmel, wäre es möglich, daß mir aus dem entsetzlichen Unglück ein Glück erblühte, so herrlich, wie ich es niemals zu träumen gewagt? Bin ich es Olga dem Ihr Herz gehört — sprechen Sie, folgern Sie mich nicht!“

„Ich wäre glücklich, könnten Sie mir die Gefühle weihen, die ich bei Ihrem Bruder nicht erwidern konnte!“

„Olga, Geliebte, ich danke Dir für dieses Wort! Diese bestehende Gewißheit ist theuer erkauft, denn unend-

lich viel habe ich mit Rolf verloren — aber eine Welt voll Glück und Sonnenschein dafür mit Dir gewonnen!“

„Und nun komm, mein Lieb, meine Braut, laß uns zu dem theuren Todten gehen, um Abschied von ihm zu nehmen, dann mag sein Mörder mich erwarten!“

Höllensqualen.

Von H. Armin.

Die Schredensszene, welche ich zu schildern versuchen will, spielte sich in einer der Schattkammern ab, welche unter der Bank von Frankreich liegen.

Die massiven Stahlthüren der Schloß-schranke geben dem kleinen Raum fast das Aussehen eines unterirdischen Verließes. In der Mitte steht ein kleiner Tisch, der mit einer bis auf den Fußboden reichenden Dede versehen ist. Intenstaf und eine anscheinend häufig benutzte Feder dienen zum Unterzeichnen von Cheks und zur Registrierung der Wertpapiere, welche jenen blanken Tresoren anvertraut werden. Die von der Dede herabhängende elektrische Lampe verbreitet ein geisterhaftes Licht.

Es ist spät am Abend, die Bank liegt öde und verlassen, tiefe Stille herrscht rings umher. Nur ganz schwach, wie das Murmeln eines entfernten Baßes, läßt sich der Pariser Straßenlärm vernehmen. Da ertönen erst leise, dann immer stärker werdend die regelmäßigen Schritte des nahenden Wächters. Jetzt öffnet er die Thür des Gewölbes, leuchtet mit seiner Laterne hinein, wobei er scharfe Umschau hält, dreht alsdann das elektrische Licht aus, schließt die Thür wieder und setzt seinen Rundgang fort. Der Laut seiner Schritte verliert sich in der Ferne, und Alles ist in tiefe Finsterniß gehüllt und wieder still wie zuvor.

Aber schon nach wenigen Minuten unterbricht ein leises Klappern die Stille, dem das Sitzen eines Jungs-holzes folgt. Dann kommt ein flüster-bildender Mensch langsam unter dem Tisch hervorgetreten, redt sich, und nachdem er säheu nach allen Seiten geblid, geht er auf den elektrischen Knopf zu und macht Licht. Wieder zum Tisch zurückgeteilt, wird er sich nieder und bringt eine schwarze, anscheinend schwere Handtasche zum Vorkommen, welche er behutsam auf den Boden stellt. Dieser entnimmt er zunächst ein längliches Paket, welches er mit großer Vorsicht in eine eiserne Ede des Raumes trägt. Dann largt er ein Stui mit Werkzeugen heraus. Sie sind von sauberer, solider Ausführung und wahrer Meisterhände der Werkant. Er wählt einen kleinen, schwarzglänzenden Meißel, und mit geschickter Hand durchschneidet er den Draht, welcher die Trefohröhren mit einer elektrischen Alarmglocke verbindet. Ohne sich zu überlegen, öffnet er sodann mit Dietrichen die einzelnen Schloffer. Geräuschlos drehen sich die Thüren in ihren Angeln und geben die gewaltigen Schätze preis, welche hinter ihnen verborgen ruhen.

Der Räuber läßt seine Arme in das Innere jedes einzelnen Schrankes verschwinden und zieht Bündel Hypotheken, Pakete Banknoten, Rollen Gold und ganze Berge aller möglichen Dokumente hervor. Familienpapiere, Hypotheken u. s. w., die von ihren Eigenthümern bald geperrt werden würden, sowie die schweren Goldrollen verschmäht er. Aber die Banknoten zählt er sorgfältig und steckt sie in seine Handtasche. Nachdem er diese mit Rasenscheinen vollgeproßt hat, füllt er auch noch seine eigenen Taschen. Dann wirft er einen schnellen Blick auf seine Uhr und tritt an das längliche Paket heran, das er kurz zuvor so vorsichtig in die Ede stellte. Behutsam entfernt er die Hülle, und ein mit Explosivstoffen gefülltes Metallgefäß wird sichtbar. Der geringste Stoß, das leiseste Rütteln muß vermieden werden, um nicht den Uhrmechanismus dieser Höllenmaschine in Bewegung zu setzen. Der günstige Zeitpunkt für die fluchwürdige That, welche sein schreckliches Verbrechen krönen soll, ist aber noch nicht gekommen.

Wohl ist dem Glenden bekannt, daß der Wächler gegen Mitternacht seine nahegelegene Wohnung aufsucht, um sich durch einen Imbiß zu stärken, und alsdann die Bank, in welcher er eben Wintel kennt, vollständig verlassen ist. Dann will er die Gewölbehür öffnen, die Kellergänge entlang nach oben schleichen und den Hof zu erreichen suchen, von wo er leicht und ungehindert in's Freie gelangen kann. Aber er muß sich noch ein wenig gedulden und betreibt sich die Zeit, indem er nochmals alle die Verhaltungsmäßig-regeln sich in's Gedächtniß zurückruft, welche ihm seine verbrochenen Auf-traggeber eingeschärft haben. Daß er nämlich das Uhrwerk nicht eher in Gang setzen darf, als bis der Rückzug vollkommen frei ist, und daß er alsdann mit größter Eile entweichen muß, da die Höllenmaschine nach Ablauf von nur zehn Minuten explodiren wird.

An Alles denkt er und ist fest gewiß, die ihm ertheilten Befehle bis in's kleinste Detail auszuführen, das mit nicht noch in letzter Minute das Gelingen des wohlbedachten Planes in Frage gestellt werden könnte. Und wie er so wartet, blickt er mit diabolischen Lächeln auf den Supperzylinder, welcher friedlich neben der mit Pant-

noten gefüllten Ledertasche steht. Und der Gedanke erfüllt ihn mit wohlthätiger Freude, daß er nur auf einen kleinen Knopf an Deckel des Gefäßes zu drücken braucht, um nach Verlauf von nur wenigen Minuten die Katastrophe eintreten zu lassen. Im Geiste malt er sich die Schredensszene aus, wie die Menschen entsetzt zur Unglücksstätte eilen, während er selbst, weit vom Schauplatz seiner rachslosen That, sich mit dem geflohtenen Gelde in Sicherheit befindet. Mechanisch fährt er mit der Hand in seine Tasche, um sich zu überzeugen, ob er auch noch im Besitze des Gewölbehülfels ist; denn die besten Dietrich würden bei diesen Schloffen machtlos sein. Ja, der Schlüssel, welchen seine Helfershelfer schon vor Monaten nach einem Wachsabdruck anfertigten, ruht sicher in seiner rechten Hosentasche.

Endlich kündigt seine Uhr ihm an, daß die Stunde des Handelns gekommen ist. Vor Erregung zitternd, zieht er den Schlüssel aus der Tasche, steckt ihn in's Schlüsselloch und hebt zum Tische zurück. Seine Hand berührt den Knopf der Maschine, und alsbald läßt sich ein Surren des Räderwerkes vernehmen, ein gleichmäßiges Brummen, das ihn unwillkürlich an den Brummel-Kreisel seiner Kindheit erinnert.

Aber nur nicht träumen und sentimental werden. Jetzt heißt es so schnell wie möglich entfliehen. Er springt zur Thüre, um aufzuschließen. Aber der Schlüssel will sich nicht drehen. Er wendet mehr Kraft an, und der Widerstand scheint auch geringer zu werden. Da, ein Knack, seine Hand hält den hartlosen Schlüssel. Von gräßlicher Furcht gelähmt, unfähig, auch nur den geringsten Laut hervorzubringen, steht er so hinter der vermeintlich verschlossenen Gewölbehür. In der schredlichen Stille dieses unterirdischen Gefängnisses vernimmt er nur das wilde Schlagen seines Herzens und das monotone Geräusch der Höllenmaschine auf dem Tische. Langsam dreht er sich um und bestet seine faßt aus den Höhlen tretenden Augen auf den verberberbringenden Metallzylinder. Nein, es würde ein wahnwichtiges Begehren sein, das Uhrwerk anhalten zu wollen, denn die leiseste Berührung würde eine augenblickliche Explosion zur Folge haben. Und was die Gewölbehür betrifft, würde er sie mit seinen Werkzeugen aufbrechen können? Er ist in seinem „Geschäft“ nur allzu erfahren, um zu wissen, daß auch dies in das Reich des Unmöglichen gehört.

Dann machte er eine verzweifelte Anstrengung, zu schreiben. Doch die Keble ist ihm wie zugeschnitten, und keine Laut kann er hervorbringen. Was würden ihm auch die Hilferufe nützen? Er weiß, daß er dazu verurtheilt ist, eines fürchterlichen Todes zu sterben, zu dem er selbst die Vorbereitungen getroffen hat. Jetzt wartet er nur noch auf die Explosion. Mit der Uhr in der Hand zählt er die Minuten. Fünf Minuten sind schon verfloßen. Der Sekundenzeiger läuft mit rasender Geschwindigkeit, dann wieder scheint derselbe nur langsam vorwärts zu kriechen. Er blickt auf. Der Zylinder wird größer und größer, bis derselbe den ganzen Tisch einnimmt, sich über die Kanten ausdehnt und schließlich den ganzen Raum erfüllt. Sechs Minuten sind um. Das Schwirren der Räder ist zu einem so ohrenbetäubenden Geräusch angewachsen, daß die Leute auf der Straße es sicher hören müßten. Es ist wie das Rufen und Stampen einer Maschine. Der Räuber hört einen fürchterlichen Schrei aus, doch ihm scheint, als ob dieser von dem drohenden Geräusch jenes schredlichen Apparates übertönt wird. Sieben Minuten. Er sieht jetzt mehrere große, blanzpolirte Zylinder, welche ihn fast erdrücken, und von denen jeder das gleiche Getöse hervorbringt. Neun Minuten. Er zählt die enteilenden Sekunden. Plötzlich wird es dunkel vor seinen Augen. Die Uhr, welche die Hand hält, fällt herab, und mit einem letzten, markterstühtenden Schrei stürzt er zu Boden.

Der Körper eines Mannes, dem es gelungen war, in eines der Sicherheitstgewölbe der Bank von Frankreich einzudringen, wurde am nächsten Morgen entseelt aufgefunden. Eine Ironie des Schicksals wollte es, daß die Thür, welche der Glende vergeblich zu öffnen versucht hatte, überhaupt nicht verschlossen gewesen war, und daß außerdem die Höllenmaschine infolge eines Konstruktionsfehlers nicht hätte explodiren können. So hatte die Vorlesung ein schweres Verbrechen gleichzeitig bereitet und gethät.

Berlin am Wasser.

Wer in irgend einer von einem Fluß durchzogenen Stadt die Gegend am Wasser aufsucht, findet dort immer die ältesten Straßen, aber zugleich auch die häßlichsten und verkommensten. Denn das moderne Leben hat andere Pfade aufgesucht; der Fluß ist nicht mehr der Hauptverkehrswege, leicht- und luftbedürftige Geschlechter verließen die dunkeln Straßen am Wasser, die allmählich verfielen. Das gilt von Paris wie von Hamburg, von den meisten Rheinstädten, von Dresden und Wien, wie von der deutschen Reichshauptstadt. Wer in ihrem großen nüchternen Steinmeer den seltsamen Anblick von Partien geniehen will, wie sie Hamburg und Amsterdam bieten, der muß von der

Fischerbrücke in Berlin C hinüber-schauen nach der Wasserbrücke. Da sieht er verwitterte und moosgrüne Pfahlroste im Wasser, gegen die die Wellen schlagen, wackelige Holztreppen, wurmfressene hölzerne Balken und Borbuden, aus denen Wäsche herausschängt, Treppen und Pförtchen am Wasser, wie nur in einer alten „Gracht“ in Amsterdam. Und der Wasserbrücke gegenüber ragt ein alteresgrauer Thurm in die Luft, der seine 200 Jahre auf dem Rücken hat, dessen Schauffeile schon ganz abge-glättert ist und an dem alte Wappen und schönere Inschriften zu erkennen sind. Jene alten Häuser gehören meist der Stralauer Straße an, die zu den merkwürdigsten Straßen des alten Berlins (nicht Kölns) gehört. Einst war die Spree hier viel breiter als jetzt; sie bildete eine Art Kessel, der später eingeschränkt wurde. Im Mittelalter waren hier alte Badstuben; später, in der Zeit des Großen Kurfürsten, befanden sich hier Ankerplätze für Frachtschiffe, Pad-häuser und Speicher, von denen noch Spuren genug übrig sind. Wer diese Häuser an der Südseite der Stralauer Straße betritt, geht durch unendlich lange Höfe (meist zwei oder drei hinter jedem Hause) mit alten Mauern, Steinguirlanden, bemosten Ornamenten zur Spree hinunter; man sieht, wie hier inmitten von Neuem angebaut wurde, bis das Flußbett immer schmaler wurde. In der Zeit aber, als die Landstraßen noch über die Mäßen schiedt waren, bildete die Spree den Hauptweg für fremde Güter, Kolonialwaaren, Spe-gereien und Tuchwaaren aus den Niederlanden. Zur Zeit des Großen Kurfürsten muß dieser Stadttheil einen ganz holländischen Charakter gezeigt haben. Damals war der Herrscher in Holland erzogen, hatte eine Holländerin zur Frau, einen holländischen Admiral (Benjamin Raule) und unter seinen Räten und Ober-offizieren viele Angehörige des holländischen Stammes. Tredschuiten vermittelten in der Gegend der heutigen Weidenbammer Brücke den Verkehr über die Spree und nach Charlotten-burg hin. Vor dem Potsdamer Thore lagte der Kurfürst selbst Gemüsegärten nach holländischer Art an. Noch heute erinnert mitten in Berlin C die stille Friedrichsgracht mit ihren Schleusen, ihren einförmigen niedrigen Häusern an die Straßenfluchten längs der Kanäle in den großen und kleinen Städten Hollands. Jetzt sind die alten Höfe und Hintergebäude am Fluße angefüllt mit Kisten- und Möbelfabriken, Gerbereien und Lederhandlungen, die ihren Duft weit-hin verbreiten. Am Eingange der Stralauer Straße an der Ede des Mollenmarktes befindet sich eine der merkwürdigsten Altrichümlichkeiten Berlins, der oft genannte Krügel. Das ist eine ganz schmale Gasse, die zwischen hohen altersgeschwärtzten Mauern mit erblindeten Fenstern und verfallenen Hausthüren zur Spree hinabführt. Die Bezeichnung ist weiblich; „Krevel“ bezeichnet eine Art Bucht, hier mit Beziehung auf den Kessel, den die Spree dort ein-bildete. In alten Zeiten eilte man durch diese Gasse mit Ledereimen zum Fluße, um bei Feuersbrünsten Wasser zu holen. Und das andere Ende der Stralauer Straße flankirt noch heute das alte Friedrichs-Hospital, dessen Bau 1697 begonnen und 1727 vollendet wurde. Im letzteren Jahre legte man den verfallenen geschwärtzten Thurm darauf, von dem oben die Rede war. Jetzt hat sich unten eine Möbelfabrik neben anderen gewerblichen Betrieben eingenistet; aber die Lage dieser letzten Häuser von Alt-Berlin sind gefährlich. Von der nahen Janowibrücke donnert die Stadtbahn herüber, und auf dem Fluß ziehen die Dampfer als Borboten der Umwälzung; bald wird auch Berlin am Wasser modernisiert und das holländische Stilleben durch eine prächtige Uferstraße verdrängt sein.

„Dem Fräulein Marie Aicheler ein breisack donnerndes Hoch! — Ein stiller Verehrer.“

Durch die Blume.

Unteroffizier (zum Rekruten): „Herrgott, sind Sie schlapp; was sind Sie draußen?“

Rekrut: „Gerber!“

Unteroffizier: „Gerber? Na, lieber Freund, hier könnte sich aber das Blättchen drehen!“

Begreiflich.

Chef: „Ich begreife nicht, wie Ihr früherer Prinzipal mir so einen Erz-faulenzler, wie Sie sind, hat empfehlen können!“

Kommis: „Das finde ich nicht so unbegreiflich — Sie sind doch ein Konkurrent von ihm!“

Opportune Ausrede.

Gatte (beim Mittagssahl): „Also, hast Du das Essen selber zubereitet? Rimm's nicht übel, Emma, aber der Braten ist nicht zu geniehen!“

Gattin: „Ja, überall klagt man über die Fleischnoth!“

Schlechter Trost.

„Stehst Du immer noch mit Emil schlecht?“

„Höre mir von dem auf. Er hat erst gestern gesagt, ich wäre ein Esel.“

„Na, tröste Dich, Du weißt doch, Emil ist ein Mensch, der jeden vor-schnell nach dem ersten Eindruk beurtheilt.“